

Der Täufer Johannes, der am letzten Sonntag noch ziemlich aggressiv auf Pharisäer und Sadduzäer reagiert hat, klingt heute im Evangelium ganz anders. Er ist verunsichert, und lässt deshalb Jesus fragen: „Bist du der, der kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ (V 3)

Jesus gibt auf diese Frage eine klare Antwort. Ein Jesajazitat verweist auf das, was er tut: „Blinde sehen wieder und Lahme gehen; Aussätzige werden rein und Taube hören; Tote stehen auf und Armen wird das Evangelium verkündet.“ (V 5)

Ob Johannes mit dieser Antwort zufrieden war, davon wird hier nichts erzählt. Doch uns heute sollte diese Antwort Jesu zum Nachdenken anregen. Denn wenn wir uns diese Antwort Jesu wirklich einmal genau anschauen, dann sehen wir uns heute urplötzlich mit derselben Frage des Johannes konfrontiert: Ist der Jesus, den wir zurzeit erwarten, wirklich der, von dem uns die Evangelien berichten, oder warten wir im Grunde genommen nicht auf einen völlig anderen Jesus?

Die Antwort, die Jesus dem Johannes im Gefängnis ausrichten lässt, ist nämlich ein einziger Hinweis auf die Ausgestoßenen und Notleidenden seiner Zeit. Er lasst keine Zweifel daran: Genau für die ist er gekommen, bei denen ist er zu finden, an ihnen wird seine göttliche Macht erkennbar. Das zieht sich so wie ein roter Faden durch die ganzen Evangelien und verursacht immer wieder einmal Unverständnis und Irritationen; und dieser Faden beginnt bereits an Weihnachten, als die Engel die Geburt eines Retters ausgerechnet Hirten verkünden, in Israel damals die unterste Schicht, der Abschaum der Bevölkerung.

Es war offensichtlich bereits damals, und es ist erst recht für uns heute nicht einfach zu verkraften, dass Jesus seine ganze Sendung genau für solche Menschen verstanden hat. Weil das wohl immer mit Schwierigkeiten verbunden ist, fügt er ganz bewusst hinzu: „Selig ist, wer an mir keinen Anstoß nimmt.“ (V 6)

Wir können das drehen und wenden wie wir wollen: Immer sind es leidvollen Situationen, Not und Elend, in denen Menschen neue Hoffnung schöpfen durch die Ankündigung eines Retters, durch die Ankunft des Herrn.

Wenn wir jetzt diese Tatsache einmal ganz nüchtern und sachlich wahrnehmen, dann bekommen wir ein Problem: Wir befinden uns – trotz vielleicht mancher Schwierigkeiten – eindeutig nicht in einer solchen Notsituation. Und das hat zur Folge, dass die Ankunft des Retters für uns eigentlich ziemlich bedeutungslos ist, ja bedeutungslos sein muss. Denn von was – bitte schön – soll er uns denn erlösen? Von was soll er uns den befreien? Wobei soll er uns zu Hilfe kommen?

Wenn da Menschen, die Not und Elend ertragen müssen auf eine Retter warten, dann ist das stimmig. Aber für uns hier? Was wollen denn wir schon mit unseren Wehwehchen, die doch meist nur typische Begleiterscheinungen einer dekadenten Wohlstandsgesellschaft sind?

Vielleicht liegt genau hier eine der Wurzeln für die zunehmende Entartung von Weihnachten. Gerade an der Krippe wird das fast symbolisch deutlich. Was ursprünglich einmal eine zu tiefst erbärmliche Notsituation meinte, wird bei uns inzwischen zu einer kunstvollen, romantischen Idylle; was ursprünglich einmal sichtbar machen sollte, welche Erniedrigung es für Gott bedeutet, wenn er wirklich Mensch wird, dann ist es grotesk, ja geradezu pervers, wenn genau dieses Ereignis den Dezember zum umsatzstärksten Monat des Jahres macht.

Noch deutlicher kann gar nicht zum Ausdruck gebracht werden, dass uns das Fundament, auf dem Weihnachten steht, völlig abhanden gekommen ist. Der Ausfall dieses ursprünglichen Fundaments, der Verlust des eigentlichen Inhalts führt fast zwangsläufig dazu, dass nur noch leere Hülsen gepflegt werden. Diese entstehende Leere kann man sich vielleicht noch mit süßlicher, weltfremder Romantik füllen, doch das darf ja nichts mit den biblischen Wurzeln zu tun haben, denn sonst fliegt der Schwindel ja auf.

Aus diesem Dilemma gibt es einen Ausweg, den Jesus mit seiner Antwort an Johannes selber aufgezeigt hat: In dem Maße, in dem wir uns anfangen zu interessieren für die Menschen, die heute an Ungerechtigkeit leiden, die von ihrem Land verjagt, ausgebeutet und ins Elend getrieben werden; wenn wir anfangen zu entdecken, wie unsere ganz konkrete Lebensweise etwas damit zu tun hat; wenn wir uns mit ihnen solidarisieren, ihre Sorgen zu den Unseren machen, wenn wir uns auf die Seite der Menschen stellen, denen die einfachsten Menschenrechte vorenthalten werden, im selben Maße fängt es bei uns an, sehr konkret zu werden, denn jetzt sind wir Mitbetroffene, die sehnsuchtsvoll auf den Erlöser warten. Und jetzt fangen wir an, uns der eigentlichen Krippe zu nähern.

In der Geschichte unserer Kirche gibt es dafür ein treffendes Beispiel: Im 17. Jahrhundert hat ein Junge aus einer armen Bauernfamilie in Frankreich den Beruf des Priesters gewählt und wurde dabei durch enorme Verzichte von seiner Familie unterstützt, damit er später diese Familie unterstützen könne. Der Junge spielte mit und war sehr erfolgreich; er wurde Hofkaplan bei einer reichen Adelsfamilie. Doch im Laufe der Zeit bekam er heftige Glaubenszweifel, die seine ganze berufliche Existenz gefährdeten. Da gab ihm ein befreundeter Priester den Ratschlag, er solle doch diese hochdotierte Stellung aufgeben, und dafür eine sehr arme Pfarrei in der Nähe von Paris übernehmen. Genau das tat er und machte dabei die Erfahrung, dass seine Glaubenszweifel schlagartig verschwunden waren.

Er hat tatsächlich die eigentliche „Krippe“ gefunden. Diese Priester war der heilige Vinzenz von Paul, der Gründer des Ordens der Vinzentinerinnen.

Und noch etwas anderes können wir von diesem Heiligen mitnehmen: Wer die eigentliche „Krippe“ findet, für den wird es nicht nur echt, wenn er um das Kommen des Retters und Erlösers betet. Jetzt – und eben erst jetzt – kann auch in ihm ganz persönlich die Zuversicht wachsen, dass der, dessen Geburt wir feiern, auch dann da sein wird, wenn er ihn selber einmal dringend braucht.